

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 23 (1947)

Artikel: Ich kaufe ein Haus
Autor: Oettli, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-700342>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich kaufe ein Haus

Stücke aus einem Tagebuch von Jakob Oetli

14. Februar 1945. Meine Frau legt das Tagblatt vor mich hin, auf ein Chiffre-Inserat hinweisend: «Schau! Jetzt zeigt sich doch etwas in Rebenwil.» Ich greife hastig nach der Zeitung. Die Angebote, die ich bisher auf einige Anfragen hin erhalten habe, konnten mich nicht befriedigen, vielleicht darum nicht, weil ich, halb bewußt, halb unbewußt, mich innerlich an Rebenwil geklammert habe. Jetzt scheint sich meine Hoffnung zu erfüllen. Ich lese: «Aussichtsreiche, sonnige Lage, 7 Zimmer, Zentralheizung, Garage.» Diese Angaben beleben mich. Mein zähes Warten auf den einzig in Betracht kommenden Ort, mitten im Heimatkanton, scheint sich gelohnt zu haben.

Meine letzten Widerstände gegen den Besitz eines Hauses brechen zusammen. Schritt um Schritt bin ich zurückgewichen. Zugegeben, nicht nur ich. Auch meine Frau. Bei unsern ersten Gesprächen vom Leben im Ruhestand hatte sie davon geschwärmt, daß wir uns ein Haus bauen könnten, ganz nach unsern Bedürfnissen und unserm Geschmack. Jedesmal, wenn sie darauf zu sprechen kam, wurde sie lebhaft und warm. Und jedesmal spürte ich Bleigewicht an meinen Füßen, und es fröstelte mich. Mich mit den Handwerkern herumschlagen? Ihnen Anweisungen und Befehle erteilen? Dergleichen tun, als verstehe ich etwas von der Sache? Das liegt mir einfach nicht. Mir fehlt die Sicherheit des Auftretens. Wenn meine Frau ihren Willen doch durchsetzen sollte, dann würde ich mich für die Bauzeit irgendwohin beurlauben, und sie würde nichts dagegen haben; sie würde mit Wonne als Bauherrin amten und zu gegebener Zeit mir berichten: Komm und sieh!

Aber nein! Das ließ sich nicht durchführen. Das sah einer Gütertrennung verzweifelt ähnlich. Und diese unmögliche Situation durfte nicht eintreten. Und sie braucht auch nicht einzutreten. Meine Frau kann und will jetzt, da die Baumaterialien so knapp und so schlecht sind, nicht mehr auf ihrem Plan beharren. Dafür weiche auch ich von meiner Lieblingsvielmehr meiner Bequemlichkeitsidee zurück, nur eine Mietwohnung zu beziehen. Ich bin einverstanden mit dem Kauf eines Hauses. Und wenn es nicht so gebaut und eingerichtet ist, wie wir es uns bei einem Neubau gestalten könnten — nun, wir haben uns ja auch jedesmal in das uns zur Verfügung stehende Pfarrhaus gefunden. Gar so eigensinnig und eigenwillig sind wir doch nicht. Immerhin sind wir in dem Sinne verwöhnt, daß wir unser Haus nie mit andern Partien teilen mußten. Mehr und mehr leuchtete mir ein, was meine Frau unermüdlich zugunsten ihres Planes anführt: In dieser Zeit der Geldentwertung empfehle es sich, einen Sachwert zu besitzen.

Und dazu noch in Rebenwil! Unter voller Zustimmung Linas, obwohl es sie mehr in den Kanton Zürich zieht. Sie hat halt doch ein gutes Herz, das Herz einer rechten Ehefrau. Wenn nur das Haus keine Enttäuschung ist!

17. Februar. Meine Hand hält den Brief des Herrn Herzig. Sie zittert leise. Soll ich lachen? Soll ich weinen? Die Sachlichkeit des kurzen Briefes ist verheißungsvoll, besonders aber der Umstand, daß nicht ein Häusermakler die Hand im Spiele hat, daß das Haus direkt vom Besitzer, einem gewiß sehr anständigen Menschen, an den Käufer übergehen soll. Katastrophal aber ist der Preis. 77 000 Franken. Wir hatten uns vorgenommen, auf höchstens 50 000 Franken zu gehen. Es wäre nicht zu verantworten, wenn ein pensionierter Pfarrer ein so großes Kapital versetzen wollte.

«Was meinst du, Lina?» Mit unverkennbarem Zaudern fragte ich so.

Wie Musik klingt ihre Antwort: «Der Preis ist zu hoch. Aber hingehen und dir das Haus ansehen kannst du doch. Du lernst wieder dabei. Man kann sich nicht zu viel üben im Schätzen. Laß dir nur alles gründlich zeigen!»

Lina ahnt nicht, daß ich unvermeidlich ihre Worte als halbe Zustimmung aufnehme. Jedenfalls wäre es nicht ganz reell, Herrn oder Frau Herzig zu bemühen, während ich von vorneherein vom Kauf ihres Hauses absehen will. Aber vielleicht lassen sie mit sich über den Preis reden. Eine freudige Hoffnung erfüllt mich, so daß ich das Lächerliche nicht empfinde, das in der Zumutung liegt, den Preis bis gegen 50 000 Franken zu senken.

28. Februar. Ein Tag voller Sonne. Vorfrühlingsstimmung im Boden und in der Luft. Ich komme von Eckenstein her nach Rebenwil. Dort lebt meine ältere, verheiratete Tochter. Sie ist begeistert von unserm Vorhaben, das noch gar kein Vorhaben ist. Sie freut sich heute schon über unser Näherrücken, weil sie nun leicht über den Sonntag mit ihrer Familie zu uns fahren kann. Ihre Begeisterung ist auf mich übersprungen. Lina, Lina! Was hast du dir eingebrockt?

Erst erkundige ich mich bei meinem Sekundarschulfreunde Hermann Keller über Haus und Besitzer. Die Auskunft lautet günstig. Dann stehe ich vor dem Haus. Vielmehr, ich schreite vor dem Hause hin und her. Ich sauge das Bild in mich hinein. Ich muß etwas ruhiger werden, bevor ich eintrete. Endlich stehe ich drin. Soll ich sagen: Im Hause? Soll ich sagen: In der Versuchung? Jedenfalls werde ich nicht behaupten können, daß ich den Auftrag meiner Frau ausgeführt habe: Alles gründ-

lich anzusehen. Denn immer wieder wandert mein Blick aus den hohen Fenstern in die sonnbe-glänzte Landschaft, über die Hügelzüge hinweg bis zum Säntis, aber nicht nur dorthin, sondern viel öfter, beinahe unter einem Zwang stehend, hinüber zu meinem Heimatdorfe und hin zum einsam stehen- den Schulhaus, in dem ich sieben Jahre lang ein und ausgegangen bin, und ich suche im kleinen, nur 300 Einwohner zählenden Unterbühl den Giebel meines Vaterhauses — und — richtig — dort ragt das Dach und die Riegelwand aus den Bäumen auf. Von die- sem Haus an der Neuwiesenstraße zu Rebenwil könnte ich täglich meine Blicke in die Jugendzeit hinüber wandern lassen . . .

Bereits stehe ich wieder auf der Straße und um- fasse mit meinen Augen das Haus mit dem rötlichen Besenwurf, und der versucherische Gedanke nistet sich in mir ein: Das ist ein Familiensitz. Natürlich nicht zu vergleichen mit den stattlichen Häusern der Altbürger von Rebenwil. Aber die Lage, die Ein- teilung des Hauses, die Räume von unten bis oben, das Material, aus dem das Haus gebaut ist, sein Stil, der Garten — alles zusammen macht ein Haus aus, das meiner Familie verbleiben müßte, von Ge- schlecht zu Geschlecht, als Stammhaus für alle Nach- kommen bis in die fernsten Zeiten. Bin ich schon nicht Bürger von Rebenwil, so stamme ich doch mütterlicherseits aus diesem stattlichen und schön gelegenen Flecken. Hier habe ich, bei der Groß- mütter, meine schönsten Jugendstunden verlebt. Hier habe ich drei glückliche Sekundarschuljahre zu- gebracht. Überdies, eine günstigere Lage läßt sich nicht denken: Mitten in dem Kanton, in welchem ich doch noch auf mancher Kanzel Aushilfsdienste zu leisten gedenke. Wenn nur der Kaufpreis nicht wäre! Der kommt unmöglich in Betracht. Oder doch? Ist es ein Familiensitz nicht wert, daß etliche tausend Franken kurzerhand hingeworfen werden?

15. März. Meine Frau und ich durchwandern ge- meinsam das Haus an der Neuwiesenstraße. Ich empfinde nicht mehr die gleiche Begeisterung. Aber das ist wohl nur die unvermeidliche Reaktion auf die erste Aufwallung. Noch sachlicher gestimmt ist Lina. Das Haus ist ihr zu geräumig. Es verursacht zu viel Arbeit. Wenn wir nach wenig Jahren, älter ge- worden, einzig wegen des anspruchsvollen Hauses ein Dienstmädchen halten müssen, dann kommt es uns noch teurer zu stehen. Lina hat mit diesen Über- legungen nicht unrecht. Aber irgendwie hat sich das Herzig'sche Haus in mir festgesetzt. Ich gebe meiner Frau zu bedenken: Wenn auch der Preis etwas hoch ist, so bietet sich mir in Rebenwil viel eher als außer- halb des Kantons Gelegenheit zu Arbeiten, die eini- ges eintragen und so mithelfen, die Schuld zu ver- zinsen. Aber diese Äußerung trägt mir einen Vor- wurf ein: „Du hast ja schon oft gesagt, du möchtest dich nach der Pensionierung ganz frei und völlig gemeinnützig betätigen, ohne irgend welche Ent- schädigung.“ Der Vorwurf macht mich kleinlaut.

18. April. Ich besichtige ein Haus in Halden. Wir haben es in der «Neuen Zürcher Zeitung» ausge- schrieben gesehen. Es ist nicht das erste, auf das uns diese Zeitung gewiesen hat. Eine seltsame Fügung, daß durch sie die Gegend um Zürich herum ziem- lich gefährliche Lockungen auf uns ausübt. Wir sind nämlich nicht auf sie abonniert. Wir bekommen sie deswegen regelmäßig ins Haus, weil der internierte polnische Offizier, der bei uns einlogiert ist, sie hält. Dann wäre am Ende der Weltkrieg, wäre die Inter- nierung der Polen bei uns, wäre das Zeitalter der Deportationen, der Emigration, der großen Völker- verschiebungen auch daran schuld, daß ich die heimatlichen Grenzen überschreite, wenn, ja, wenn doch noch ein Haus am Zürichsee über das in Re- benwil hinausragen sollte. Auf der Hinreise hatte ich das Gefühl, als sei eine Schnur um meine Brust gewunden, als sei diese Schnur von einem Menschen hinter mir gehalten, und als ziehe dieser Mensch an ihr, zurück nach . . . o, ich weiß schon, wohin. Aber es wäre unverantwortlich, es wäre über die Maßen selbstsüchtig, von vorne herein alles andere auszu- schlagen, zumal in Halden, das nicht weit ab liegt von dem Orte, an welchem meine Frau ihre Jugend verbracht hat, eine mindestens so glückliche Jugend wie ich. Auch sie hat das Recht, Heimatgefühl zu empfinden, so gut wie ich.

Der Tag ist strahlend, noch strahlender als der 28. Februar. Er läßt das Haus im besten Lichte er- scheinen. Es präsentiert sich nicht so stattlich wie das in Rebenwil; aber es ist gut gebaut, praktisch eingeteilt, stilvoll gestaltet, sehr schön gelegen. Auch es soll, ohne Agenten, direkt von der Besitzerin an den Käufer übergehen, was mich wohlthuend berührt, da ich gegenüber Häuserspekulanten ziemlich hilf- los bin.

Am Abend ist mir klar: Von allen besichtigten Objekten bleiben nur zwei übrig, das in Rebenwil und das in Halden. Sie treten sozusagen an zum Zweikampf.

7. Mai. Meiner Frau hat heute das Haus in Halden restlos gefallen. Ich fürchte schon, aus dem heimat- lichen Familiensitz werde nichts.

11. Mai. Wieder erhält das Haus in Halden unsern Besuch. Schon wieder! Und immer noch will die Er- nüchterung, die ich an der Neuwiesenstraße zu Rebenwil empfunden habe, sich nicht einstellen, um so weniger, als der Anfangspreis von 69 000 Fran- ken ohne unser Zutun sich senkt auf 65 000, und auch hier nicht Miene macht, stehenzubleiben. Es scheint, daß die Besitzerin das ihr anscheinend lieb gewordene Haus gerne uns abtreten will, weil wir mit ihm so, wie es nun einmal ist, zufrieden sind, ohne von Umbauten und dergleichen zu reden. (Die obere Grenze von 50 000 haben wir längst aufgegeben.)

Aber ich bringe Rebenwil nicht aus dem Kopfe. Ein Anfang von Schuldgefühl regt sich in mir. Ich schelte mich: Du hast leichtfertig gehandelt, indem

du überhaupt mit der Möglichkeit rechnetest, den Heimatkanton zu verlassen, indem du über die tiefe Verwurzelung im Heimatboden hinwegsahest, indem du nur auf eine schöne Gegend und ein hübsches Haus und dazu auf die Nähe der Großstadt achtetest. Es gibt seelische Werte, die nicht ungestraft mißachtet werden.

12. Mai. Um aus dem Hin und Her heraus und zu einem Entschluß zu kommen, lege ich folgendes fest: Das Haus in Rebenwil hat vor dem in Halden einen Mehrwert von 6000 Franken. Frau Wägli in Halden soll mir ihren niedersten Preis nennen. Dann biete ich Herrn Herzig darüber hinaus noch 6000 Franken. Nimmt er das Angebot an, wohl und gut! In der Tat, wohl und gut! Nimmt er nicht an, so schlagen wir in Halden ein. Nimmt er nicht an — wenn er nur in mich hineinsehen könnte! Dann würde er feststellen, daß ich mich vor lauter Ratlosigkeit in eine Zwangslage hineinmanövriert habe, und daß er jetzt für mich etwas wie ein Befreier wäre, wenn er nicht so knorzig an seinen Tausendern festhielte. Aber nun kann er halt nicht hineinblicken, und ich kann nicht meinen Handelspartner zu meinem Beichtvater machen und vor ihm meine Seelennot ausbreiten. Ich würde ihn damit nur in größte Verlegenheit setzen.

16. Mai. Frau Wägli hat endgültig 63 000 Franken angesetzt. Schleunig schreibe ich Herrn Herzig, daß ich ihm 69 000 Franken biete. Unwiderruflich höchstes Angebot.

23. Mai. Herr Herzig gibt nach. Ich bin glücklich. Wir fahren nach Rebenwil, zur letzten Besichtigung. Und dann . . . Es fällt mir nicht ein, es berührt mich also auch gar nicht komisch, daß ich nun geradezu leichtsinnig 20 000 Franken höher gehe, als wir uns ursprünglich vorgenommen hatten. Es gibt jedenfalls für alle Menschen irgendwelche Betäubungen, für die einen mit Rauschgiften, für die andern mit Kunst, die Dritten mit Erfolg, für die vierten mit Arbeit, für die fünften mit — Häusern. Und jeder ist in seinem Rausch drin glücklich. Ich bin es in meinem Haus-Rausch. Ich beachte im Rausch nicht, wie schwer es meiner Frau fällt, das für zwei alte Menschen allzu stattliche Haus zu beziehen. Im Rausch ist man hochgradig selbstsüchtig. Im Rausch vergewaltigt man bedenkenlos den Nächsten.

Gelähmt bleibe ich mitten in Rebenwil auf der Straße stehen, als Lina sagt: „Gelt, wir machen heute nicht endgültig ab!“

Ich war tatsächlich endgültig entschlossen. Und jetzt soll ich aufs neue zögern? Was soll ich zur Begründung meines Zögerns vorbringen? Am liebsten würde ich umkehren, um mich nicht vor Herrn Herzig zu blamieren. Aber wir sind bei ihm angemeldet. Unbeantwortet steht vor mir die Frage: Was ist schwerer zu ertragen, eine Blamage oder der Verlust von einigen tausend Franken?

Wir schreiten auf das Haus zu. Lina bemerkt an

der Westmauer, oben beim Dach, eine schadhafte Stelle. Sie empfindet das Unkraut auf den mangelhaft bekieseten Gartenwegen schmerzlich. Die altmodischen Tapeten in einigen Zimmern, die Farbe des Geländers im Treppenhaus wecken in ihre Befürchtungen wegen allerlei Baukosten, die wir noch haben werden.

Eine Stunde später stehen wir wieder vor dem Haus. Wir haben nicht Ja und nicht Nein gesagt. Ich schäme mich, Herrn Herzig so lange hinzuziehen. All die Einwände meiner Frau sind doch geringfügig — abgesehen vom ersten, längst erhobenen: das Haus und der Garten erfordern viel Hausfrauenarbeit. Es hilft nichts, daß ich verspreche, ich wolle mich punkto Gartenarbeit bessern, da ich ja nach dem Rücktritt vom Pfarramt mehr freie Zeit haben werde. Die Depression ist nun einmal da, und sie zieht sich durch den ganzen Tag hin.

Am Abend bin ich so weit, daß ich erkläre: «Gut, also! Wir sagen in Halden zu.» Schier ingrimmig sage ich das. Meine Frau erwidert, das habe doch keine Eile. Sie kommt auf einen schon wiederholt ausgesprochenen Vorschlag zurück: «Wir rücken ein Inserat in die Zeitung. Wer weiß, ob wir nicht unerwartet günstige Angebote erhalten!»

In mir revoltiert es lautlos: Ach was! Wir brauchen kein Inserat aufzusetzen. Wir haben ja, in Rebenwil, das richtige Haus gefunden. Inserieren? Das ist nur eine Finte, um das Haus Herzig, das künftige Stammhaus, auszuschalten. Meiner Frau fehlt der Familienstolz. — Ich sehe nicht ein, daß ihr Vorschlag ganz einfach vernünftig ist.

Und nun bekomme ich es mit der Eile zu tun, um endlich herauszukommen aus der quälenden Ungewißheit. Am liebsten würde ich heute abend schon nach Halden telephonieren, wenn es nicht zu spät wäre.

24. Mai. Nun habe ich Frau Wägli zugesagt, vorerst telephonisch. Aber die briefliche Bestätigung soll gleich nachfolgen. Nachher setze ich einen Brief an Herrn Herzig auf:

Sehr geehrter Herr,

Sie haben mich sehr unglücklich gemacht. Ich klage Sie der Härte an. Sie wissen wohl nicht, wie ich darunter leide, daß ich Ihnen wegen des Hauses abschreiben muß. Aber abschreiben muß ich. Wir können uns, trotzdem wir uns in Ihr Haus beinahe verliebt haben, nicht zum Kauf entschließen. Das ist Ihre Schuld. Warum haben Sie nicht den grünlichen Anstrich des Treppengeländers durch eine weniger giftige, fröhlichere Farbe ersetzt? Warum haben Sie nicht die heute unmöglichen Tapeten mit gefälligeren modernen Mustern überklebt? Warum haben Sie nicht die Defekte am Besenwurf unter der Terrasse und hauptsächlich an der Westseite, unter dem Dach, ausgebessert? Warum haben Sie nicht den Garten, die Wege und Beete, in tadellosen Zustand gebracht? Sie sind doch nicht unerfahren. Sie kennen

die Menschen. Sie wissen, wie sehr ein Käufer darauf abstellt, daß alles ein freundliches Gesicht macht. Aber Sie haben das außer acht gelassen. Man könnte sagen, das sei ein Verhalten der vollkommenen Ehrlichkeit, das schließe jede Täuschungsabsicht aus. Das müsse einen einsichtigen Käufer eher noch ermuntern. Zugegeben! Aber die Ausbesserungen brauchen nicht auf den Schein hin zu erfolgen. Sie können sehr wohl ein Ausdruck der Selbstachtung und der Achtung des Käufers sein. Ist es Ihnen wurst, ob ein Käufer sich ärgerlich sage, er müsse von vorneherein für Reparaturen etwa 3000 Franken einsetzen, oder ob er Ihnen sage, Haus und Garten seien ein einziges lockendes Bild? Und das könnte Ihr Haus samt Garten sein. Das ist es im Grunde auch im jetzigen Zustand. Aber eben nur im Grunde.

Zudem kann man nie wissen, ob eine Vernachlässigung wie die, welche ich Ihnen zum Vorwurf mache, noch Folgen ganz anderer Art zeitigen könne. Ich bin in der Lage, Ihnen von solchen Folgen zu erzählen. Ich empfinde es als eine Pflicht und zugleich als ein Vorrecht, in meinem Heimatkanton, dazu erst noch in der Nähe meines Bürgerortes und darüber hinaus am Wohnort meiner mütterlichen Großeltern, an meinem Sekundarschulort den Lebensabend zu verbringen, nicht untätig, sondern, so weit meine Kräfte reichen, im Dienste der Heimat, vor allem der evangelischen Landeskirche. Der Erfüllung dieser Pflicht drohte eine Gefahr: Ein Haus am Zürichsee, wie ich Ihnen übrigens in aller Offenheit mitgeteilt habe, stand als das einzige in Konkurrenz mit Ihrem Haus. Wenn dieses mir verschlossen blieb, dann kam jenes in Betracht, und dann blieb die Pflicht unerfüllt, hier zu dienen, wo man meine Dienste ohne weiteres beanspruchen wird. Darunter leide ich. Und daran sind Sie, Herr Herzog, schuld.

Ich lade Sie ein: Bringen Sie das Haus in tadellosen Stand! Sie werden zwar nicht mehr mir, wohl aber einem andern, der dann endgültig Käufer wird, damit die nötige Achtung erweisen und einen Liebedienst leisten.»

26. Mai. Es ist selbstverständlich, daß ich den vorstehenden Brief nicht abgeschickt habe. Aber schreiben mußte ich ihn, zur Erleichterung meines Herzens.

28. Mai. Der Häuseragent Steinberg, mit dem ich während meiner Häusersuche einmal angebändelt habe, telephonierte mir, daß ihm ein Haus mit acht Zimmern, Zentralheizung, Bad und allem Zubehör an schönster Lage in Rebenwil zum Verkaufe übertragen worden sei. Er macht mir mit seiner Schilderung den Mund wässrig.

Ich schildere ihm meine Lage, nicht ohne zu bemerken, daß er mich mit diesem Angebot in Versuchung bringe. Ich sage sogar eine Besichtigung zu, und zwar heute noch, selbstverständlich ganz unverbindlich. «Unter keinen Umständen könnte ich auf den Handel eingehen, wenn nicht das Haus in Hal-

den noch einen Liebhaber und zweifellosen Käufer hat», fügte ich bei. Herr Steinberg meint, daß die Verschreibung vor dem Grundbuchamt in Halden ja noch nicht stattgefunden habe, daß ich also noch frei sei. Er bedenkt zu wenig, daß der Mensch nicht nur von den günstigen Gelegenheiten lebt, sondern noch mehr von der Anständigkeit seines Handelns. Jedenfalls ladet er mich dringend ein zu einer Besichtigung, mir ausdrücklich volle Freiheit gewährend.

Welche Überraschung! Das Haus steht am andern Ende der Neuwiesenstraße, mit derselben schönen Sicht wie das ausgeträumte Stammhaus. Es ist nicht so massiv gebaut, darum im Preis viel annehmbarer. Die Erwartung, daß ich mit dem Brief, «der ihn nicht erreichte», meinem Herzen Luft gemacht habe, daß es nun frei sei von allen Verfilzungen, erweist sich als trügerisch. Erst nach der Zusage an Frau Wägli ist mir klar geworden, was ich getan hatte, gelinde gesagt, etwas Übereiltes, das mir noch lange den Atem beengen würde. Und jetzt zeigt sich die Möglichkeit, wenn auch nur in schwachen Umrissen, das Geschehene ungeschehen zu machen. Jedenfalls will ich Frau Wägli anfragen, ob sie mich frei geben könne, anders gesagt, ob sie außer mir noch einen zuverlässigen Interessenten für ihr Haus habe. Noch am Abend telephoniere ich und erhalte die Antwort, es sei nicht ausgeschlossen. Frau Wägli will den Herrn anfragen, der ihr vorgestern vorgeschlagen hat, ihm das Haus zuzusagen, trotzdem sie mit mir handelseinig geworden sei. Es sei ja noch nichts verschrieben. An diesen mir unbekanntem Herrn klammert sich nun meine Hoffnung, obwohl sein verführerischer Vorschlag nicht gerade von Anständigkeit zeugte.

29. Mai. Jener Herr ist scheinbar über das Worthalten der Frau Wägli mir gegenüber so erbost, daß er jetzt ihr Haus nicht mehr kaufen will. Das Feuer, das in mir so unverhofft aufgeflammt ist, sinkt ebenso rasch in sich zusammen. Es bleibt also dabei, daß am 1. Juni die Fertigstellung in Halden stattfinden wird.

1. Juni. Ich bin Besitzer eines Hauses am schönen Zürichsee geworden, eines freundlichen Hauses — in der Fremde.

4. Juni. Mein Nachbar und Freund Karl Labhart sagt es mir offen heraus, daß er vorläufig noch gar nicht an meinen Wegzug aus dem Heimatkanton glaube. In seinem Ausspruch liegt ein sittliches Urteil: Er kann und will mir einfach nicht zutrauen, daß ich der Heimat den Rücken kehre. Dieses Urteil bodigt mich. Aber es ist halt doch so gekommen. Mein Freund wird daran glauben müssen. Und dann wird er mir ernstlich zürnen.

7. Juni. Es ist bereits so weit gekommen: Karl Labhart erklärt mir, daß es ihm nicht möglich sei, mich in meinem neuen Heim zu besuchen. Das kann

ich allerdings nicht durchgehen lassen. Ich suche alle Argumente zu meiner Rechtfertigung zusammen. Ein durchschlagendes könnte dieses sein: Seit 35 Jahren hat meine Frau, ob es sie freute oder schmerzte, mir dahin und dorthin folgen müssen, wohin nun halt mein Zickzack-Weg führte. Und sie hat das getreulich getan. Jetzt darf endlich auch sie beanspruchen, daß einmal ich ihr dahin folge, wohin es sie zieht, also in den Kanton, in welchem sie groß geworden ist. Das ist weiter nichts als ein Stück ausgleichender Gerechtigkeit. Dieses Argument verfehlt nicht, auf Karl Eindruck zu machen.

8. Juni. Ich werde bombardiert. Wieder fährt ein Kollege mich tadelnd an, ich sei ein schlechter Patriot. Ich wage gar nicht mehr, meine Gattenliebe ins Feld zu führen. Hat nicht der Kollege recht? Ich muß zurückdenken an den 28. Mai. Wir haben an diesem Tage mit den Mietsleuten des von Agent Steinberg angebotenen Hauses dies und das besprochen, und dabei hat sich etwas herausgestellt, das mich mehr verfolgt als die Vorwürfe der Kollegen: Der Mann bekleidet einen höhern Posten im Elektrizitätswerk des Fleckens. Da es für seine Familie schätzenswert ist, und da er es sich leisten kann, hat er vor einigen Jahren ein Grundstück erworben, um sich ein eigenes Haus zu bauen, sobald die Zeiten dafür günstiger sind. In diesem Hause werden die Leute sich heimelig einrichten, ganz nach ihrem Behagen. Man spürt das jetzt schon an ihren Reden, und man freut sich mit ihnen im voraus. Aber der Mann ist Glarner. Er ist in Luchsingen aufgewachsen. Dorthin wird er wieder ziehen, wenn er einmal seine Arbeit hier niederlegt. Er wird also das Haus, das er sich nach seinem Geschmacke gebaut hat, er wird den Ort, an dem er seinen Lebensunterhalt erarbeitet hat, an dem seine Kinder zur Schule gegangen sind und ihre Jugendfreunde gefunden haben, verlassen, um in die Heimat zurückzukehren. Ich aber ziehe in meinen alten Tagen aus der Heimat

fort . . . Ich unterlasse es gescheiter, meinen Kollegen zu entgegnen.

11. Juni. Wir besuchen unsere Freunde aus Basel, die für einige Wochen in Waldheim zur Kur sind. Auch sie werden sich auf den gleichen Zeitpunkt ins Privatleben zurückziehen wie wir, auf den 1. Januar 1946. Ernst sieht in der Tat müde und angegriffen aus. Der große Betrieb, in dem er seit Jahrzehnten an verantwortlicher Stelle stand, hat ihn aufgebraucht. Aber er lebt förmlich auf im Gedanken, daß er bald aus der Stadt am Rheine in seine ostschweizerische Heimat zurückziehen kann. Ihn lockt der Zürichsee.

«Du», sage ich zu ihm, «ich weiß dir ein herziges Heim, in Halden. Es wird dir darin gefallen. Sobald wir wieder zu Hause angelangt sind, schicke ich dir Plan und Ansicht des Hauses, das wir gekauft haben.»

12. Mai. Während ich meinem Freunde Ernst den kurzen Begleitbrief zu Plan und Bild schreibe, setzt sich in mir der Gedanke fest: Ob er anbeißt oder nicht anbeißt, das eine wie das andere soll endlich meine Unruhe stillen. Dabei soll es bleiben.

24. Juni. Aus Waldheim kommt eine Absage. So schnell kann Ernst sich doch nicht entschließen. Ich begreife ihn. Für mich ist damit der Würfel gefallen. Wir werden keine Schritte mehr tun, um das Steuer, das an den Zürichsee weist, herumzureißen.

10. Juli. Das Haus an der Neuwiesenstraße zu Rebenwil ist noch nicht verkauft. Herr Steinberg hat es wieder einmal ausgeschrieben. Soll ich, was meine Freunde mir vor Wochen schon empfohlen haben, mein neu erworbenes Haus selber auch ausschreiben? Ich könnte es gewiß ohne großen Verlust absetzen. Doch halt! Das sind Selbstquälereien. Schluß damit! Ich habe einmal ein Haus gekauft. Das genügt. Eine Wiederholung darf ich meinem Gemüt nicht zumuten. Ich will jetzt meine Ruhe haben.